das Sprießen und Treiben des erwachenden Frühlings sich bemerkbar macht.

Die in der Kirche geweihten Palmen dienen zu allerlei Bräuchen. Die in kleine Rute zusammengebundenen Zweige werden an oder vor ein Heiligenbild gesteckt. Teile von ihnen werden auf die Felder getragen und dort auf Rainen oder Grenzsteinen niedergelegt. Sie sollen die Saat vor Hagelschauern und anderen Wetterschäden schützen und das Gedeihen der Feldfrüchte befördern. Bei Gewittern verbrennt man Stücke der Palmenzweige und man erreicht damit angeblich, daß der Blitz in das Haus nicht einschlägt. Drei Palmenkätzchen am Ostermorgen auf nüchternen Magen verschluckt, sollen nach dem in vielen Gegenden verbreiteten Glauben gegen allerlei Krankheiten vorbeugend wirken. Auch bei plötzlichen Erkrankungen sollen die Kätzchen mehr helfen als alle Medizin: in katholischen Gegenden Schlesiens wendet man sie gegen das Fieber, in Tirol gegen Halsschmerzen an. Einige dieser Bräuche stammen wohl sicher aus altgermanischer heidnischer Vorzeit; sie sind, wie dies vielfach geschah, später mit dem neuen Glauben verquickt worden.

Wir haben gesehen, daß alle die Dinge, die wir Palme nennen, die Palme am Palmsonntag, die Palme als Symbol der Trauer usw., eigentlich nichts mit der echten Palme zu tun haben, und daß diese hinwiederum ihren Namen lediglich der Aehnlichkeit gewisser Palmblätter mit einer flachen Hand zu verdanken hat. Auf demselben Wege der Anähnelung, der Vergleichung oder der Bezeichnung des Ersatzes einer Sache durch den Namen des zu ersetzenden Gegenstandes sind die meisten Wörter unserer Sprache, die jetzt eine feststehende Begriffssphäre haben, entstanden. Es ist jedenfalls eines der anziehendsten Kapitel der Sprach- und Kulturgeschichte, das die Forschung über den Bedeutungswandel der Worte zum Gegenstande hat. In dieser Beziehung aber bietet uns gerade das Wort Palme eines der lehrreichsten und interessantesten Beispiele.

Die Farbenorgien der neuesten Mode.

Das Rennen von Auteuil bringt alljährlich die erste Schau über die neuen Moden, bringt die sensationellen Ueberraschungen der Frühlingsmoden. Diesmal waren es unerhörte Farbenkonzerte, die den beherrschenden Eindruck hinterließen: nie wohl vorher hatte ein so bunter Jahrmarkt der Eitelkeiten die Augen beunruhigt.

Wäre ein Wettbewerb für die originellste Toilette ausgeschrieben worden, so hätte der Preis wohl jener Dame zuerkannt werden müssen, die in einem Kleid aus schwarzem Chiffon erschien, das mit riesigen gelben Flecken, so groß wie kleine Kartoffeln übersät war. Ueber dem goldig schillernden Gewand trug sie dann noch einen grellgelben Frack mit zwei langen Schößen. Ein anderes koloristisches Wunder bot ein langer russischer Frühlingsmantel von leuchtendem Indigoblau, mit aufdringem Kirschrot besetzt, unter dem ein stark violetter Rock zum Vorschein kam. Recht merkwürdig stand auch ein eisengrauer mit Hellblau garnierter Rock zu einem kleinen, knappen Jäckchen in Stahlblau. Dieses Kostüm zeigte seine besondere Originalität in einer großen Tasche, die von der rechten Seite aus quer über den Rock hinz. Man sah der Trägerin das stolze Bewußtsein an, daß sie die einzige Dame mit einer Tasche im Kleid in Auteuil war.

Volle, schwere, schreiende Farben überall! Neue grellen koloristischen Kombinationen, die in der neuesten Mode der Malerei, im Expressionismus und Futurismus, als Zeichen einer künstlerischen Revolution sich dem Auge aufdrängen, scheinen von der Farbenpalette der Mode nachgeahmt zu sein. Zigeuerrote Jacken werden mit grellblauen Röcken zusammengetragen, cremefarbene Röcke stingen mit moderfarbenen Jacken kreuzweise, das einfache Schwarz des Rockes wird durch ein glänzendes Blau aufgehoben. Dazu kommt noch die Bizarrerie der bunten Streifen, Flecken und Tupfen. Manche der Schönen prunken wenigstens äußerlich mit einer dämonischen Tiger- und Pantherwatur, indem sie die Zeichnungen im Fell der Raubtiere nachahmen, andere haben sich in Stoffe gehüllt, für die sie als Vorbild die extravagantesten Tapetenmuster ihrer Wohnung benutzt haben.

Selbst den Patriotismus muß diese Farbenfreudigkeit dienen. So erschien eine Modekönigin in Auteuil in der Tracht eines französischen Soldaten, wie sie heute noch bei Maskeraden erscheinen. Sie trug ein vorn ganz kurz geschnittenes, hinten lang fallendes Jackett, das in einem schweren Rot leuchtete, dazu eine weiße Weste und einen dunkelblauen Rock, um die Farben der Trikolore in möglichstem Einklang mit der Mode zu bringen. Im Schnitt sind weniger schwer wiegende Veränderungen zu konstatieren; die Aenderungen machen sich mehr und mehr bemerkbar und um die breiten Röcke fallen die Jacketts loser und lockerer. Das neueste ist, daß die Damen sowohl als offene Jacke wie als Leibchen Herrenwesten anlegen, die natürlich in allerlei Farben, in Rosa und Mauve, aber auch in Schwarz-Weiß getragen werden.

Die ältesten und jüngsten Tänze.

Die Tanzmeister der Welt haben wieder einmal eine internationale Versammlung abgehalten, und zwar in Paris. Die Berichte ihrer Verhandlungen enthalten mancherlei interessante Angaben über die Geschichte der verschiedenen Tänze. Nach den Ansichten dieser Fachleuner würde unter den heute im Balsaal üblichen Tänzen den Ruhm des höchsten Alters der Dreischritt-Walzer in Anspruch nehmen können. Dieser Tanz soll der älteste unter allen Tänzen in Europa sein. Seine Existenz kann bis ins Jahr 878 und in die Regierungszeit Ludwigs II. zurückverfolgt werden. Berichte aus diesem Jahre melden, daß während der Fastnachtszeit die Bernard de Menton am Hofe arrangierte, die „Bourée" im Dreischritt getanzt wurde, und diese Bourée ist nichts anderes als der Walzer. Auch der Walzer blickt auf ein sehr ehrwürdiges Alter zurück. Als seinen Geburtstag könnte man sogar ein ganz bestimmtes Datum angeben, denn er ward zum ersten Male in Paris am 9. November 1178 vorgeführt und wurde bald zum offiziellen Tanz am Hofe der Herrscher aus dem Hause Valois erhoben. Im raschen Siegeszug eroberte er sich die ganze fröhliche Welt des Mittelalters und wurde in Schloß und Hütte mit gleicher Begeisterung getanzt. Unter den Tänzen, die wir als eine Neuheit im Ballsaal begrüßen, blickt der Two-Step schon auf eine verhältnismäßig längere Lebenszeit zurück. Er wurde nach den Angaben des offiziellen Berichtes im Jahre 1898 von Mr. Walsington Lopp geschaffen, der dann auch für seine Einführung in Frankreich sorgte. Ein ganz junger Tanz ist der One-Step, den Miß Welch im Jahre 1910 aus Brighton in England nach dem Festland importiert haben soll. In Frankreich gewann dieser Tanz erst jetzt in den Salons festen Fuß zu fassen. Die „Shortockinette", die erst im vergangenen Jahre erfunden wurde, ist der jüngste Tanz in der Rangliste der Tanzlehrer, denn jene exotischen Neuheiten, die seitdem dem Boden des Varietés entsprossen sind, den Trutzhahntritt, den Wackeltanz, den Tango, diese jüngsten Kinder der ausgelassenen Tanzlaune, betrachtet die offizielle Choreographie als für sie nicht existierend.

Wie die Berlinerinnen ihren Luxus bezahlen.

Kürzlich ist in Berlin eine Putzmacherfirma zusammengebrochen, deren Kundschaft aus den sogenannten besseren Kreisen bestand. Die Firma hatte bei ihrem Zusammenbruch ungefähr 200 000 Mark Außenstände. Das heißt also: die feinen Damen und Töchter aus Berlins Westen sind der Firma mehr und weniger als 200 000 Mark schuldig geblieben. Die Firma stellte Modehüte her, und man kann sich einen Begriff davon machen, was in Berlin für derartige Dinge bezahlt oder vielmehr schuldig geblieben wird. Denn bezahlt werden diese Forderungen, wenn sie überhaupt bezahlt werden, gewöhnlich erst nach Jahren. Entweder wagen die Frauen nicht, ihren Ehemännern die großen Rechnungen einzugestehen, oder die Ehemänner sind überhaupt nicht in der Lage, schon kurz nach Lieferung die Summen zu bezahlen.

Diese Luxuskreditwirtschaft ist in Berlin zu einer allgemeinen Krankheit geworden. Sie versucht schon die mittleren Schichten der Bevölkerung, da die Frauen, die ihre wirtschaftlichen Verhältnisse wegen von einem solchen Prunk hervorzubringen suchen, von dem schlechten Beispiel angesteckt werden und nun den Haushalt übermäßig belasten. Man glaubt gar nicht, wieviel Unglück und Familienunstimmung dadurch entsteht. Es gibt in Berlin Geschäfte, die einen guten Namen haben und die doch zum erheblichen Teil vom Verpumpen an derartige Leute leben.

Der Luxus der Frauen hat nicht wenig dazu beigetragen, die Berliner Wirtschaft ungesund zu machen. Auch die Kaufleute sind dabei nicht ohne Schuld, denn sie sollten nach Möglichkeit nur gegen Barzahlung verkaufen. Dabei würden sie sich besser stehen, und sie würden auch vielen Familien im ersten Sinne dienen.

Lustige Ecke.

* Der neue Frühjahrshut. Die Gattin kommt strahlend nach Hause: „Nun, John, was sagst du zu meinem neuen Frühjahrshut? wie sieht er aus?" John, nach kurzer mißtrauischer Prüfung: „Wie ein heißer Monatsgehalt."

* Ungenügende Zeugnisse. Die gnädige Frau zu dem neuen Mädchen: „Haben Sie Empfehlungen?" „Jawohl, gnädige Frau, eine ganze Menge."

Meine verehrten Hausfrauen!
Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den
Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil"
als bester Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Malzkaffee nicht ohne Zusatz von „A. B. C.", der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Ueberall zu haben. — Alleinige Fabrik
Robert Brandt, Magdeburg.

„Warum haben Sie sie denn nicht mitgebracht?" „Ach, das ist genau dieselbe Geschichte wie mit meinen Photographien. Sie werden mir alle nicht gerecht."

* Die Politik des Abgeordneten. „Und was wird Ihr Hauptziel sein, wenn Sie erst im Parlament sitzen?" fragt der Interviewer. „Dort zu bleiben", erwidert freimütig der Kandidat.

* Falsch geraten. Die Lehrerin, tadelnd: „Pfui, du kleiner Schmutzfink! Schon wieder kommst du ungewaschen zur Schule, man kann ja sehen, was du gefrühstückt hast!" „Was denn?" „Eier." Der Sünder, triumphierend: „Falsch geraten, die Eier sind von gestern."

* Vor der Zollrevision. Die Dame zu einem Reisegefährten, zweifelnd: „Ich habe nichts zu verzollen. Was soll ich nun dem Beamten eigentlich sagen." „Nun, Sie sagen eben, daß Sie nichts zu verzollen haben." „Ja, natürlich, aber — wenn er nun doch etwas findet?"

* Mißglücktes Kompliment. Sie, auf dem Tennisplatz: „Ich beneide Miß Playne. Sie spielt so famos, daß man vergißt, wie sie aussieht." „Aber Sie sehen so gut aus, daß man vergißt, wie Sie spielen."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 10:
„Kiwi, Riga, Kinn, Star, Klee, Gram."

Wir haben wieder einmal soviele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: Im Palast des Dogen, Erzählung von Max Wirth,
entfiel auf **August Schröder**, Gollma

Rätsel.

Man suche 7 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umänderung des Anfangsbuchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden, von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b müssen im Zusammenhang den Namen einer Weltstadt ergeben.

	a		b
1.	Weibliches Wesen.	—	Bezeichnung.
2.	Rückstand.	—	Baum.
3.	Körperteil.	—	Getränk.
4.	Alter Fabeldichter.	—	Zierstrauch.
5.	Feld.	—	Farbstoff.
6.	Griechische Göttin.	—	Nutzgewächs.
7.	Tischgerät.	—	Verkehrsmittel.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

a b c d die 4 Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

V., der Vorhand, hat folgende Karte:
a, b, c, dB; a9, 7; bA, 10; cA, D.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Picaue-Bube, Coeur Bube, Carr.-Bube, Treff-Neun, Treff-Sieben, Picaue-As, Picaue-Zehn, Coeur-As, Coeur-Dame.

Welche Spiele sind hierauf unverliehrbar, gleichviel wie die Gegenkarten sitzen mögen? Und was muß V. spielen, um seine Karte nach Möglichkeit auszunutzen?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 9.

Kartenverteilung:
B. dB; b7; c9, 8, 7; d10, K, 9, 8, 7.
M. a, bB; aA; bA, 10, K, D; cA; dA, D.
H. cB; a10, K, D, 9, 8, 7; b9, 8; c10.
Skat: cK, D.

Spiel:
1. B. dK, dA, cB (— 17). — 2. H. a10, dB, aA (— 23).

Natürlich mußte die Zehn vorgesetzt werden, da das blanke aA nicht bei V. sitzen konnte, der Null ouvert deklariert hatte.
3. B. d10, d9, c10 (— 29). Damit haben die Gegner 63.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Hick, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 11 — **Halle a. S., Sonntag, den 16. März** — **1913**

Mitleidige Frauen.

Vier Bilder aus dem Leben von **Th. Ebner.**

I.

Eine schwere und dunkle Stunde war es gewesen, in der Doktor Hartwig der jungen und nun so einsamen Frau Bericht gab von dem, was ihren Gatten in den Tod getrieben.

Von dem Weibe, das ihn ungarmt hatte, daß er Liebe und Treue vergaß und aus Lug und Trug seinen anderen Weg mehr fand, als den Tod durch eigene Hand!

Sie hatte dem Freunde ruhig angehört. Kein Wort des Vorwurfs kam über die Lippen Frau Brigittens. Und als der Doktor Hartwig gegangen, suchten ihre Augen die Türe, hinter der die Leiche dessen lag, den sie geliebt hatte mit aller Inbrunst. Sie dachte an die Tage des Glücks und des Kummers. An die Tage, da seine Hast und Unruhe täglich wuchs, da er sein Haus mied und kein frohes Wort mehr für sie hatte.

Sie hatte ihn gebeten, ihr zu sagen, was ihn drücke. Er hatte sie flüchtig getröstet oder war in jähem Zorn gegen sie getreten. Sie war zu stolz, seinen Wegen nachzuforschen und rang mit ihrem Leid in der Einsamkeit.

Sie dachte seiner Güte und seines freudigen Mutes, dachte all der lieben Worte, die er ihr gesagt, und es war ihr, als klängen sie wieder um sie als Boten vergangenen Glücks.

Hätte er ihr gestanden, was er gefehlt — sie hätte ihm verzeihen.

Und sie dachte, daß auch er gerungen mit sich selbst, ehe er gestallen. Sie dachte daran, daß er Tag um Tag den Weg zu ihr zurückgesucht hatte und bittere Qualen empfand darüber, daß er ihn nicht mehr fand.

Hatte er nun nicht gebüßt mit dem Leben, was er gesündigt. Sollte sie da richten, was er selbst gerichtet hatte.

Nein und abermals nein!

Frau Brigitte erhob sich ruhig und öffnete die Tür des Nebenzimmers. Und sie beugte sich nieder zu dem stillen Toten und küßte ihn auf die bleiche Stirne.

„Armer Mann, was mußt du gelitten haben."

II.

„Tu' es nicht", Bob", warnte Fred den Freund. „Morgen ist der große Tag. Stark müssen Deine Nerven sein und Dein Auge hell. Laß das Weib und den Sekt. Komm' mit zur Ruhe."

Aber Bob lachte nur und folgte rasch dem Rufe Madeleines an ihre Seite. Jawohl, morgen war für ihn, den Meisterflieger, der große Tag — der Tag des Sieges. Wer zweifelte daran, wenn er seinen Namen hörte. Und nicht eine Stunde des Glücks mit der, die ihn heute umschmeichelt hatte wie eine Kahe? Die mit ihm, dem Berühmten, prahlen wollte? Eine Stunde nur —?

Als Bob sich mit schweren Gliedern aufs Lager warf zu kurzer Ruhe, graute schon der Tag. Zwei Stunden noch und er flog empor in die Luft, und im Ringen mit ihr vergaß er des flüchtigen Glücks. Sie hatte es ihm versprochen, zum Start zu kommen, seines Sieges Zeugin zu sein. —

Sie kam. — Ein heißer Blick traf ihn, zum Abschied. — Aber der bohrende Schmerz im Kopf und die Trägheit der Glieder und dieses vermaledeite Zittern der Hand.

„Verdammt", zischte er zwischen den Zähnen. Dann ein Ruck an der Kurbel — ein Rattern und Knattern, ein Gleiten und Steigen — höher, immer höher — über die Bäume und Dächer. — Frisch und hell und kalt die Luft.

Und dann — ein Versagen der Kurbel — ein Reißen und Zerren — ein Zittern durch die Flügel — einen Augenblick nur ein Stillehalten — ein Aechzen und Stöhnen in den Stangen und Rädern — ein tausendstimmiger Ruf des Schreckens — ein Herabsausen aus hoher Luft und ein dröhnender, schmetternder Fall.

Zehn Schritte vor Madeleine, hatte sich das Fahrzeug in die Erde gebohrt. Unter seinen Trümmern lag einer, der den Flug des Sieges gewagt hatte. Was nützte alle Hilfe und alles Rufen. Eine blutige Masse war es, die man hervorzerrte!

„Gleichgültig" — Madeleine wandte sich an ihren Begleiter. „Wo frühstücken wir nach diesem Schreck, Baron?"

III.

Weißt Du noch, mein einziger Bruder, wie mir in der Abschiedsstunde vor Deiner Ausfahrt nach Afrika, Friedel das Versprechen abnahm, mich seiner zu erbarmen, wenn ihn einmal unheilbares Siechtum überfalle. Hab' ich ihm das Versprechen gegeben? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur das eine, Furchtbare: damals, kurz darnach, als sein Leiden begann, langsam erst, und dann immer rascher, — als er sich oft an die Stirn griff, und immer mühsamer die Gedanken und die Worte für sie fand — Heinz, mein Bruder, damals erinnerte ich mich seines Verlangens mit Schaudern und Entsetzen. Ich sah's ja tagtäglich vor Augen, wie er hinunterlank in die tiefsten Tiefen menschlichen Elends — sah, wie er mich manchmal anstierte mit blödem Auge, wie alle meine Worte nur mit tierischem Laute eine Antwort fanden, wie er raste und tobte, wegen mich auch, die ihm das Liebste gewesen, und dann wieder zusammengekauert in einen Winkel mich verfolgte mit lauerndem Blick.

Sie alle, die mich trösten wollten, wußten es ja so gut wie ich: Da ist keine Rettung und keine Hilfe. Da ist einer, der keinem Menschen je ein Leid getan, der nach dem Höchsten gestrebt, und nun dem Wahnsinn zum Opfer gefallen.

Wie ich mit dem Geschick gehadert, wie ich aufschrie in meiner Not, wenn ich sein jammerndes Röcheln hörte, wenn ich sah — nein Heinz — nichts mehr von alledem — es ist vorbei! Ja wohl, vorbei sage ich Dir! Ich habe Wochen und Monate getragen, was ein Mensch tragen kann und als ich zu dem Gift griff, da war in mir eine große Ruhe, — war's so, daß in dem Augenblick, da ich es ihm zwischen die zuckenden Lippen schob, sein Auge noch einmal aufleuchtete wie im Dank. Dann ein leises Stöhnen, ein Greifen der Hände ins Leere — und ein letztes Zucken.

Was wird aus mir. — Ich weiß es nicht. Werde ich mich selber stellen, die mir sagen, ich habe gemordet. — Werde ich vor den treten, der weiß, daß ich einen, den ich mehr geliebt habe als alles in der Welt, befreit habe von der Last und Qual eines elenden und hoffnungslosen Daseins?

Sind wir verdammt, unsere barmherzige Liebe zu verhärten zu starren, herzlosen Dogmen, und unser Mitleid zur Gleichgültigkeit gegen die Qual. Mag mit mir geschehen was will — ich habe Recht getan vor meinem Gewissen.

IV.

Hart war das Urteil gegen Friedrich Boßhardt. Drei Jahre Gefängnis wegen Unterschlagung.

Als er das hörte, suchte der Blick des Schuldigen unwillkürlich die Frau dort in der Zuhörerreihe, der er seine Ehre und seinen guten Namen geopfert.

Und blitzschnell flogen die Tage trügerischen Glückes noch einmal an ihm vorbei.

Wie er sie gefunden in Not und Elend, wie sie bitten und schmeicheln, und — danken konnte, bis sie ihn festhielt. Bis sie seine Frau geworden.

Die Freunde hatten ihn gewarnt — umsonst. Er wollte nicht glauben, was sie ihm berichteten. Er sah in seiner Toni alles, nur kein Fehl. Was sie begehrte, erhielt sie. Was sie wollte, geschah! Sie war schön und wollte so bleiben. Sie kannte den Wert des Geldes nicht. Nur Tand und Putz war ihr Gefallen. Und immer wieder fand er die Mittel dafür.

Erst war's nur ein zeitweiliges Entleihen und heimliches Heimzahlen an die Kasse, die er führte. Dann waren es kleine Reste, die wuchsen und wuchsen. Dann kam eine falsche Buchung um die andere, kamen die Tage voll Angst und die Nächte voll Qual und Selbstanklage. Er lebte dahin wie im Traum, er sah heute alles verloren — er spielte im Wahnwitz, und meinte dem Glück abringen zu können, was er brauchte, um seinen Betrug zu decken. Umsonst alles — bis zu der Stunde, da ein Zufall ihn verriet.

Er hatte sich selbst dem Gericht gestellt und alles gestanden.

Und nun das Ende?

Mühsam erhob er sich, dem Gerichtsdiener zu folgen. Dort an der Tür stand sein Weib. Rasch schritt er auf sie zu. Da sah er, wie sie sich zurückdrängte in die Menge — wie ein höhnisches Lachen sich um ihre Lippen legte — „Dummkopf, Feigling". hörte er sie zischen.

Da senkte er das Haupt auf die Brust, und schritt schwer seinem Gefängnis zu!

Illusion.

Von **Gutti Alsen**, Königsberg.

Wenn der Tag langsam in den Abend hinüberzugleiten beginnt, wenn die Dämmerstunde alles zu weichem Umriß werden läßt, dann fängt mein eigentliches Leben an, das des Träumens. Und ich lebe, fühle und genieße es intensiver, als wohl andere Leute die materielle Befriedigung des ihren.

Schon als Kind war dies meine liebste Zeit und die Vorliebe für sie hat sich in meinem ereignislosen, arbeitsreichen Leben, in das so wenig Poesie hineingeleuchtet, zu einer fast fanatischen Schwärmerei ausgebildet.

Anfangs begann ich diesen Hang zur Träumerei in meine Unterrichtsstunden hinüberzutragen. Doch die Schulmädchen bereiteten mir zu viele Enttäuschungen. Mein ernster Lebensberuf, der mir nur knappe Mittel zum Fristen des entbehrungsvollen Daseins gewährt, in seiner strengen Pflichterfüllung und Stundeneinteilung, lähmt jeden Aufschwung, den die Phantasie wohl nehmen möchte. Zeit und Gelegenheit zu geselligem Verkehr mangeln, und abends, todmüde noch, heißt's Hefte korrigieren.

Aber zwischen alle dem Grauen, Tristen, liegt die Dämmerstunde, nicht grau in Nebeln, wie Pessimisten oder rauhe Gewaltmenschen sie schildern, sondern weich verschleiert, rosa umsäumt, träumerisch, — glückselig! —

Und ich liebe sie . . . .

Aus winkligen, engen, lärmerfüllten Hafengassen der Großstadt geht's hinaus in wogende Felder. Der leise Abendwind raunt und spielt in den Blättern der alten Linden und streichelt die langherabfallenden Haare der Birken. Die schlanken Aehren sinken bei seinem Wehen hingegeben hintenüber und Grasmücken zirpen ihm aus umgrünten Gräben entgegen. Etwas weiter hinaus beginnt die Villensiedlung, aus der hier und da schon vereinzelte Lichter hervorglühen. Elektrische Bogenlampen leuchten wie weiße, große Monde dazwischen auf, und das Läuten der Bahnen ertönt hier nur noch in abgemessenen Zwischenräumen. Still, immer stiller wird's. Nur noch ein fernes Räderrollen.

Dann erstirbt auch das. Die Villen tauchen spärlicher auf. Ein kleines, parkähnliches Wäldchen! Ich bin am Ziel. —

Hinter schlanken Gittern, die einen märchenschönen Garten umfriedigen, liegt tief versteckt ein weißes, säulengetragenes, ganz mit Rosen umranktes Haus. Rosen, Jasmin und Lilien duften aus einer Wildnis grüner Bäume hervor. Und man muß ein sehr geübtes Auge haben, um das Häuschen dahinter, so vergraben in all den Blumen, Duft und Blättergrün, zu bemerken.

Und nun stehe ich davor und warte. Warte, um dem Glück anderer, fremder Leute zuleben zu können. Doch daß ein solches Glück auf dieser Erde des lauten, lärmenden Genusses möglich ist, das eben ist das meine geworden.

Wo sollte es auch mich unscheinbares, altes, von der Natur vernachlässigtes Mädchen gefunden haben? . . . .

. . . . Eines Tages, da ich in Gedanken vertieft, in der Dämmerstunde bis hierher hinausgewandert, hatte ich plötzlich eine schlanke, in weiße, durchsichtige Gewänder gehüllte Frau auf dem kleinen Ausbau im Garten stehen sehen, selbst weiß und schlank, wie die Lilien um sie her. Ein wunderbares Leuchten trat in ihre Augen, da sie einen großen, jungen Mann herzureiten sah. Noch nie erblickte ich etwas Schöneres, als diesen eleganten, gertenschlanken Mann zu Pferde, mit dem energischen, unregelmäßigen Gesicht und den unergründlich tiefen Augen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130316023/fragment/page=0001

Er ritt rasch an mir vorüber, sah meine bewundernden Blicke und lächelte mir zu.

Dann eilte er der jungen Frau entgegen und schweigend liefen sie dem Hause zu, als fürchteten sie, ihr Glück anderen zu zeigen.

In tiefe Träume versunken stand ich da und merkte nicht, daß es Nacht geworden, daß die Dunkelheit alles in ihre miden Hände genommen, — da sah ich in einem Fenster des Häuschens einen roten Lichtpunkt aufblühen. Und nun haben sich, scharf umrahmt von dem dunklen Hintergrund des Zimmers, die beiden Gestalten des jungen Paares ab. Sie hatten wohl vergessen, die Vorhänge zuzuziehen und boten so in ihrer Selbstvergessenheit jedem Künstler die herrlichste Verkörperung der Liebe. . . .

Seit jenem Tage hatten meine Träume einen festen Stützpunkt gewonnen, waren sie gewissermaßen berechtigte Wirklichkeit geworden.

Zu jeder Jahreszeit, in jedem Wetter pilgerte ich nach meinem einsamen Schlößchen des Glückes hinaus. Stundenlang harrte ich dort oft auf das Erscheinen des Paares. Doch nicht immer wurde meine Mühe belohnt. Oft dauerte es wochenlang, ehe ein Fensterflügel sich öffnete, der Kies des Gartens unter einem Schritte aufknirschte. Wer waren sie, die Besitzer des Märchenschlößchens? Gefeierte Künstler, die ihr Beruf wochenlang umherzureisen zwang, ehe sie in ihr Reich des Glückes zurückkehrten, ein sehr hochgeborenes Paar, das hier die Etikette der Welt vergessen und nur ihrer Seligkeit leben wollte?

Nie sah ich einen Diener und nie versuchte ich es, mich von meinem etwas abseits gelegenen Beobachtungsposten zu entfernen, um eine Indiskretion zu begehen. Ein Namensschild fehlte.

Wehhalb sollte ich auch in ein Leben dringen wollen, dem von ferne zuzusehen mich schon beglückte?

Oft auch sah ich sie, eng aneinandergeschmiegt, in den Abend hinausschauen oder im Garten aufund abgehen. Oder ich fing ein Lied auf, das der Wind mir in abgerissenen Lauten herüberträgt.

Und ich träumte das andere dazu. Waren sie glücklicher, jene Dichter, die Dächer abhoben, um in das Innere der Häuser sehen zu können, der Mond, den Anderson auf nächtliche Suche ausschickt? Ich hielt es mit dem armen kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzern, die sich einsam, mit erfrorenen Gliedern, am Anblick der Herrlichkeiten, die ihr versagt waren, berauschte.

Nun wartete ich schon drei Monate lang vergebens. Der Sommer war dahingegangen und mein Weg führte mich oft durch regennasse Dämmerungen, über wasserüberschwemmten Asphalt, in dem sich tausendfältige Lichter spiegelten, und unter tränenübersäubten Bäumen dahin.

Der Frost glitzerte in funkelnden Kristallen an kahlen Ästen und Dachfirsten und nichts, immer noch nichts von meinen Freunden. Oft zog sich mein Herz in bangem Weh zusammen bei der Frage, weshalb sie ihre Gewohnheiten geändert. — Sollte ein Zuwachs ihrer Familie in Aussicht sein?

Und traurig kehrte ich nach Hause zurück und saß noch lange in meinem dunklen Hinterzimmer. Vom Hofe schallte Reisen und eine schnarrende Grammophonmusik herauf, und ich saß und sann und grübelte. Und ich flehte zu einem gütigen Geschicke, daß ihr Kind ein Mädchen sein möge . . . daß ich es unterrichten sollte einst in ferner Zeit, daß es mich anblicken sollte: mit den Augen des Vaters . . .

Und die Zeit ging dahin . . . Und immer, immer noch nichts . . .

Da packte mich die Ungeduld und ich durchblätterte alle Bände von Adreßbüchern deren ich habhaft werden konnte, aber wo sollte ich sie finden, — ich hatte ja nicht den geringsten Anhaltspunkt!

Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich meiner, steigerte sich bis zur Krankhaftigkeit.

Noch nie hatten die grellen Stimmen um mich her mich so gequält, noch nie hatte ich die Dürftigkeit meines Stübchens, die Verlassenheit und Zweckloseigkeit meines Lebens so sehr empfunden wie jetzt! O, wenn sie wiederkämen mit ihrem Kinde!!

Eines Abends, da ich trauriger als je heimgekehrt, und ein Buch zur Hand nehmen wollte, um meine Gedanken abzulenken, fiel mein Blick auf die Stelle einer alten Zeitung, in die der vorsorgliche Verleiher es eingehüllt. Und ich las:

„Der reichgewordene Spekulant X., der schon lange seine Frau beargwöhnte, konnte durch einen Detektiv feststellen, daß sie seine Geschäftsreisen dazu benutzte, verschwiegenen Freuden mit einem als skrupellos bekannten Lebemann unenträtselbarer Herkunft nachzugehen. Der Schauplatz ihrer Zusammenkünfte lag, gut gewählt, draußen hinter dem Villenviertel der Stadt in einem einsamen Gehölz. Der eifersüchtige Ehemann erschoß die Frau, während ihr Freund entfloh".

Ich schluchzte herzzerbrechend. War es das Schmerz um einen entschwundenen Traum, den Inhalt meines Lebens, — war es der Gedanke, nun den Weg zu dem versunkenen Schlosse des Glückes verloren zu haben, war es die Scham über die unwürdige Flucht meines Märchenhelden? — — Oder war es das Bewußtsein, daß er mir nun nie, nie mehr begegnen und zulächeln würde?

Hans im Glück.

Der alte Winiecki — „Wojciech hü!" riefen die Jungens hinter ihm drein — hat nach einem mühseligen, langen und armen Leben ein letztes Jahr gehabt, in dem nach seiner Meinung alle Gottesengel für ihn sangen und pfiffen. Ein Jahr, in dem er belohnt wurde für alle Sorgen, Nöte und Entbehrungen des ganzen Daseins, so daß er selbst nach dem Himmel kein Verlangen mehr trug.

Er war Fuhrmann gewesen in dieser Herren Diensten, Knecht, Straßenkehrer und weiß Gott, was noch alles. Er hatte gerade immer sein Essen gehabt und sein Biergeld — geblieben war ihm nie ein Pfennig. Als er deshalb alt wurde und keiner ihn mehr brauchen konnte, mußte sich der Ort seiner erbarmen, und auf diese Weise wurde er „Stadtpensionär". Ein Spital gab es nicht: zusammen mit einem andern alten Kerl wurde er an den Mindestforderunden versteiert. Maurermeister Haase erhielt den Zuschlag. Er hatte auf seinem Hof eine Bude stehen, die kein Mensch mieten wollte, die also gerade für die Aermsten der Armen paßte. Auch die Verpflegung übernahm er. Viel mehr als Brot und Suppe konnte er allerdings für das Geld nicht liefern.

Da hatte der alte Winiecki — „Wojciech hü!" — also mit seinem taperigen Genossen Michael Heise schon drei Jahre gewohnt. Michael war bereits etwas schwachsinnig. Er sprach nur noch wenig. Bloß wenn dreimal am Tag das Essen kam, lachte er vor sich hin. Selbst die dürftigste Wassersuppe begrüßte er mit diesem wohlgefälligen Lachen.

Winiecki jedoch hatte seine Sinne noch ordentlich beisammen, und bei dem untätigen, grauslichen Leben wurde er ein erbitterter Nörgler. Vor sich hinkreisend schob er durch die Straßen, musterte alle Menschen mit bösen und mißtrauischen Blicken und log, da er nur selten ein erträgliches Stummelchen fand, fast immer an der kalten Pfeife. Es war sein größter Zorn und Gram, daß er niemals mehr ein bißchen Geld in der Hand hatte, um sich ein wenig Tabak für die Pfeife, einen lutten Schnaps zur Auffrischung, einen Zipfel Wurst zum trockenen Brot kaufen zu können. Aber man konnte von der Stadt nicht verlangen, daß sie für solche Luxusbedürfnisse sorgte. Zwar hätte man nichts dawider gehabt, wenn der Alte als Ortsarmer am dafür bestimmten Freitag gebettelt hätte. Doch es widerstrebte ihm, und er hatte mit seiner finsteren Miene und seinem ewigen Gebrumme auch sowieso nichts bekommen. So gab es sich erst gar keine Mühe, und die Stadt war sich darüber einig, daß er zu allem übrigen auch noch ein undankbarer, störriger und seltsamer Patron sei.

An einem Morgen vor Pfingsten war „Wojciech hü" nun wieder stöhnend, keifend und fluchend aus dem harten Bett gekrochen, wie er es an jedem neuen Tage tat. Er ärgerte sich schon, wenn er das Licht sah und schimpfte gotteslästerlich, daß er die Nacht überlebt hatte. Denn er wußte nicht, was er mit den vierzehn Stunden, die vor ihm lagen, beginnen sollte. Äußerdem kam jetzt bald die alljährlichste Zeit des Jahres mit Schützenfesten, Jahrmärkten und Volksbelustigungen. Da hatte er früher wohl vergnügt mitgemacht und kraß jetzt doppelten Grimm in sich hinein, wenn er von weitem Musik und Gejachter hörte. Ohne Geld hatte man da nichts zu suchen.

So fauchte er denn den Schlafgenossen Michael Heise, der selig in die Morgenluppe lachte, böse an, löffelte murrend seinen Teller aus und ging, mit Gott und der Welt zerfallen, ins Freie. Es war ein schöner Tag, und nach einigem ziellosen Umherstreifen landete der alte Winiecki wie gewöhnlich am Schweinemarkt. Hier setzte er sich auf einen der abgeplatteten Steine. Durch den eisernen Ring, der in die Vorderseite des Steines eingelassen war und der zum Anketten des ausgetriebenen Viehes diente, schob er seinen Stock, und dann saß er mauleln, murrend, an der kalten Pfeife jaugend, in der Sonne. Da gestern Markt gewesen war, gab der Platz heute noch zerwühlt und vertreten aus. Das war ein Grund zu neuem Aerger, man konnte auf die Stadtverwaltung schimpfen und dadurch wieder eine halbe Stunde dieses ziel- und sinnlosen Lebens totschlagen.

Plötzlich nahm Wojciech hü! die Pfeife aus dem Munde und sah nach links hinüber. Die Sonne war höher gestiegen; da blitzte etwas auf, ein strahlendes Funkelnden, mitten aus Staub und Dreck. Zehn Minuten starrte er darauf hin. Dann zog er schzend den Stock aus dem Ring, taperte ein paar Schritte vorwärts und stocherte im Boden herum.

Bis er mit einem Male erschrak. Jesus Maria, was war das? Halb in die Erde getreten, nur mit einem feinen Rand hervorsehend, den die Sonne hatte aufblühen lassen, lag da etwas Goldenes, Blankes. Er hob es auf, er besah es, er befühlte es — kein Zweifel: ein Zwanzigmarkstück! Einer der zum Markt gekommenen Händler oder Bauern mochte es gestern verloren haben.

Die Knie begannen dem Alten zu zittern. Er lachte blöde, schüttelte den Kopf und ging zu seinem Stein zurück, das Goldstück krampfhaft in der Hand pressend. Es war ihm, als hätte er einen Schlag vor den Schädel bekommen, mit solcher Gewalt setzte das Neue, Unfaßbare ihm zu. Alles drehte sich ihm im Kopfe. Doch dann, mit einem Male, sah er sich schon um und humpelte mit äußerster Schnelligkeit davon, gerade als hätte er Furcht, der Verkäufer könnte plötzlich auftauchen und ihm den Schatz abjagen. Er mußte sich erst daran gewöhnen, mußte überlegen, was nun geschehen sollte, mußte sich einen Plan machen.

Draußen auf den Wiesen, wo ihm nur die liebe Sonne zusah, prüfte er die Doppelkrone noch einmal genau und knotete sie dann in das rote Schnupftuch, auf dem der Dom zu Gnesen abgebildet war. Ein paar Tage schleppte er sich noch voll geheimer Unruhe umher, horchte, fuhr des Nachts auf und griff in die Tasche. Aber niemand schien etwas verloren zu haben. Und dann kam eine unsinnige Freude über den Alten, eine kindische Seligkeit.

Morgens, wenn er aufwachte, wollte er, wie gewöhnlich, zu knurren und zu schelten beginnen; doch kaum hatte er den Mund aufgemacht, so fiel ihm sein Schatz ein. Da schmunzelte er und sprang fix wie ein Junger aus den Federn. Gar nicht schnell genug konnte er angezogen sein. Der Tag war nicht mehr lang und langweilig wie früher: Tausendfaches gab es zu besorgen und zu überlegen.

Zuerst: was konnte er sich für das Geld am besten kaufen?

Er konnte zum Schlächter gehen und ganze Schinken und Würste mit nach Hause bringen.

Sein Gesicht verklärte sich bei dem Gedanken, und er schluckte das trockene Brot, das er mal . . . aber jetzt, sagte er zum Schluß und steckte das Schnupftuch wieder ein. „Die Wurst scheint ja gut zu sein, aber der Wyrimba drüben hat auch so ne ähnliche im Schaufenster hängen."

„Und da meinste, die is besser?" schrie der in seiner Ehre gekränkte Schlächter. „Nu zu mir den einzigen Gefallen und geh rüber. Kauf se mal . . . hier, ich geb' dir extra zwanzig Pfennig . . . und dann sieh mal, ob sie so fest ist wie meine."

Damit schnitt er ein Stück von der Wurst ab und hielt es ihm hin." „Ueber den Schinken können wir ja später sprechen!"

Wie ein Fohlen jagte „Wojciech hü" nach Hause. Der herrlichste Schnäpse zu Gemüte führen — schon im Vorgeschmack drückte er seine Zähne hinein.

Gar nicht davon zu reden, daß man nun, als wohlhabender Mann, Jahrmarkt und Schützenfest besuchen, daß man daran denken konnte, sich einen warmen Rock für den Winter zu kaufen.

Was er auch sah, alles schien nur auf ihn zu warten, schien ihn zärtlich zu bedrängen: Nimm mich, kauf mich! Wie ein Millionär kam er sich vor. Und als Michael Heise sein wunderliches Lachen zur Begrüßung der Abendsuppe anschlug, schimpfte er nicht wie sonst, sondern er lachte unwillkürlich mit. Es klang noch rauh und unsicher, als hätte er es zu lange verlernt, aber seinem Schlafkollegen wollte der Bissen im Munde stecken bleiben.

„Wojciech hü" lachte! „Wojciech hü" knurrte und murrte nicht!

Ueberhaupt: er wurde ein ganz neuer Mensch. Wieder gemütlich und vergnügt wie damals, als er ein junger Geselle gewesen war. Ewig hatte er etwas vor, hatte hundert Pläne und Ziele, sprach von wichtigen Gängen und Entscheidungen.

„Denn ehe er sein Geld anlegte — das letzte große Geld, das er vor seinem Tode wohl besitzen würde — wollte er natürlich ganz besonders gut prüfen. Für das Goldstück hier mußte was Extrafeines herausspringen. Nichts war ihm eigentlich schön genug dafür. Aber er hatte ja auch Zeit, er konnte ja wählen.

So ging er in die Geschäfte. Erst studierte er die Auslagen. Da hatte der Pan Cyhylski einen prachtvollen Tabak im Schaufenster. Das wäre was! Und er trat vom linken auf den rechten Fuß, rechnete und konnte sich nicht lösreißen.

„Na, Wojciech" kraste der Zigarrenhändler und trat vor die Tür, „gute Ware, was?"

Man plauderte hin und her, bis der alte Winiecki sich einen Ruck gab.

„Wieviel Tabak, Pan Cyhylski, frieg' ich von der Sorte da für zwanzig Mark?"

Der andere schien nicht recht gehört zu haben. Wie? Was? Für zwanzig Mark?" Und er legte, gutmütig lachend, ein paar Rollen übereinander. „Den ganzen Haufen, Alterchen, und ein paar Zigarren gibt's noch dazu!"

Die Augen strahlten. Sehnsüchtig hingen sie an den Schätzen. In schweren Seelenkämpfen stand „Wojciech hü" da. Er faßte schon nach dem verknoteten Goldstück.

Aber man soll nichts übereilen. „Ich hol' mir das da vielleicht nächstens", sagte er würdevoll. „Wenn er gut schmeckt, könnte man sich's überlegen".

Da wollte sich der Pan Cyhylski totlachen. „Großartig!" schrie er, „nun seht doch bloß einer den Pensionär an! Belieben Euer Hochwohlgeboren eine Probe anzunehmen?"

Und er steckte ihm, noch immer lachend, ein Stück Rollkaback und zwei Zigarren in die Tasche.

Selig saß der Greis kurz darauf am Schweinemarkt auf dem Stein und rauchte. Er rauchte nicht mehr kalt, er blies richtige schöne kräuselnde Wolken in die Höhe. Immer, wenn ihm der Duft in die Nase stieg, ging ein strahlender Schein über sein verwittertes Gesicht. Nun hatte er bei sparsamem Gebrauch für drei Tage Rauchvorrat . . . i, nun dachte er natürlich vorläufig gar nicht daran, sich für sein Geld Tabak zu kaufen! Das, was man nicht besaß, reizte immer am meisten.

„Wenn wie hier 'n Ende Wurst hätten, Heise", sagte er also abends, während er den Brotkanten bearbeitete, „das wäre 'n feines Futter! Na, wollen mal sehn . . . wollen mal sehn!"

Aber der Fleischermeister Hoppe, in dessen Laden er tags darauf trat, war ein Grobian oder tat wenigstens so . . . „Hier wird nichtt gegeben", schrie er den alten Kerl an und stellte sich breitbeinig in der weißen Schürze vor den Ladentisch.

Da jedoch wurde Wojciech wütend. Oh er denn gebettelt habe? Ob man so Kunden behandle? Noch dazu Kunden, von denen man nicht wisse, ob sie nicht den halben Laden aufkaufen wollten! Pfiarkrew, das wäre ja noch schöner!

„Nu, nu, mach man keine Zicken, Winiecki", entschuldigte sich der Meister. „Was willste denn haben?"

Es kam auch wirklich beinahe so weit, daß der Alte einen herrlichen Schinken gekauft hätte. Aber auch eine feste rote Wurst stach ihm in die Augen.

„Ich will doch mal 'n Heise fragen, was er lieber ißt", sagte er zum Schluß und steckte das Schnupftuch wieder ein. „Die Wurst scheint ja gut zu sein, aber der Wyrimba drüben hat auch so 'ne ähnliche im Schaufenster hängen."

„Und da meinste, die is besser?" schrie der in seiner Ehre gekränkte Schlächter. „Nu zu mir den einzigen Gefallen und geh rüber. Kauf se mal . . . hier, ich geb' dir extra zwanzig Pfennig . . . und dann sieh mal, ob sie so fest ist wie meine."

Damit schnitt er ein Stück von der Wurst ab und hielt es ihm hin." „Ueber den Schinken können wir ja später sprechen!"

Wie ein Fohlen jagte „Wojciech hü" nach Hause. Der herrlichsten Schnäpse zu Gemüte führen — schon im Vorgeschmack drückte er seine Zähne hinein.

Gar nicht davon zu reden, daß man nun, als wohlhabender Mann, Jahrmarkt und Schützenfest besuchen, daß man daran denken konnte, sich einen warmen Rock für den Winter zu kaufen.

Was er auch sah, alles schien nur auf ihn zu warten, schien ihn zärtlich zu bedrängen: Nimm mich, kauf mich! Wie ein Millionär kam er sich vor. Und als Michael Heise sein wunderliches Lachen zur Begrüßung der Abendsuppe anschlug, schimpfte er nicht wie sonst, sondern er lachte unwillkürlich mit. Es klang noch rauh und unsicher, als hätte er es zu lange verlernt, aber seinem Schlafkollegen wollte der Bissen im Munde stecken bleiben.

„Wojciech hü" lachte! „Wojciech hü" knurrte und murrte nicht!

Ueberhaupt: er wurde ein ganz neuer Mensch. Wieder gemütlich und vergnügt wie damals, als er ein junger Geselle gewesen war. Ewig hatte er etwas vor, hatte hundert Pläne und Ziele, sprach von wichtigen Gängen und Entscheidungen.

„Denn ehe er sein Geld anlegte — das letzte große Geld, das er vor seinem Tode wohl besitzen würde — wollte er natürlich ganz besonders gut prüfen. Für das Goldstück hier mußte was Extrafeines herausspringen. Nichts war ihm eigentlich schön genug dafür. Aber er hatte ja auch Zeit, er konnte ja wählen.

So ging er in die Geschäfte. Erst studierte er die Auslagen. Da hatte der Pan Cyhylski einen prachtvollen Tabak im Schaufenster. Das wäre was! Und er trat vom linken auf den rechten Fuß, rechnete und konnte sich nicht lösreißen.

„Na, Wojciech" kraste der Zigarrenhändler und trat vor die Tür, „gute Ware, was?"

Man plauderte hin und her, bis der alte Winiecki sich einen Ruck gab.

„Wieviel Tabak, Pan Cyhylski, frieg' ich von der Sorte da für zwanzig Mark?"

Der andere schien nicht recht gehört zu haben. Wie? Was? Für zwanzig Mark?" Und er legte, gutmütig lachend, ein paar Rollen übereinander. „Den ganzen Haufen, Alterchen, und ein paar Zigarren gibt's noch dazu!"

Die Augen strahlten. Sehnsüchtig hingen sie an den Schätzen. In schweren Seelenkämpfen stand „Wojciech hü" da. Er faßte schon nach dem verknoteten Goldstück.

Aber man soll nichts übereilen. „Ich hol' mir das da vielleicht nächstens", sagte er würdevoll. „Wenn er gut schmeckt, könnte man sich's überlegen".

Da wollte sich der Pan Cyhylski totlachen. „Großartig!" schrie er, „nun seht doch bloß einer den Pensionär an! Belieben Euer Hochwohlgeboren eine Probe anzunehmen?"

Abends nach Hause, und niemals als Dreißig- und Vierzigjährigen hatte er sich so amüsiert wie jetzt als Siebzigen.

Als er einst wieder auf dem Stein saß, fiel ihn der schwere Gedanke an, daß dies alles am Ende nicht mit rechten Dingen zugehe. In fast ehrfürchtiger Scheu betastete er das Goldstück. Seit er es in der Tasche hatte, brauchte er keinen Pfennig auszugeben, und wie von selbst strömte alles Gute zum Zu. Das war keine gewöhnliche Doppelkrone; das war Heckgeld, das war ein Tischlein, deck dich!, das war ein unerschöpflicher Schatz. Und in überströmender Dankbarkeit, vielleicht auch, um auf alle Fälle seine unsterbliche Seele zu salvieren, ging er jetzt öfters zur Kirche und warf hier und da einen Groschen, den er geschenkt erhalten hatte, wie eine Abgabe in die Opferbüchse. Als dies einmal Propst Majewski sah, wurde er von tiefer Rührung ergriffen. Vor der ganzen Gemeinde pries er, als er über das Scherflein der Witwe predigte, die Opfergabe des Armen und Alten; er nannte keinen Namen, aber jeder wußte, wer gemeint war. Und er ließ „Wojciech hü" zu sich kommen, schenkte ihm warme Kleidung für den Winter, ordnete ein für allemal an, daß die Propsteiküche ihm alljonntäglich einen Topf guten Essens lieferte, und wollte auch noch mit dem Bürgermeister und mit wohltätigen Einwohnern reden.

Es war beinahe zu viel. Es war märchenhaft. Wie in einem Traume schritt der Greis dahin. Er brauchte nicht mal die Hand auszustrecken, und er hatte schon alles, was er nur wünschen konnte: gutes Essen und warme Kleidung, Tabak und Geld und alles mögliche. Das reine Schlaraffenleben führten sie in der Hofbude des Maurermeisters. Michael Heise lachte den ganzen Tag.

Gegen Ausgang des Winters erkältete sich der alte Winiecki und wurde nach einigen Tagen bettlägerig. Er hatte die beste Pflege, nichts ging ihm ab. Selig lächelnd lag er da, in den verwitterten Händen das rote Schnupftuch. Neunundsechzig Jahre voll Not und Mühe waren vergessen, wie ausgelöscht — leuchtend und herrlich dagegen stand das letzte Jahr vor ihm, und immer von neuem stammelte er: „Welch ein glückliches Leben habe ich geführt!"

Sein Nachlaß fiel an die Stadt, und zu allgemeinem Erstaunen fand man im verknoteten Taschentuch auch das Zwanzigmarkstück. Es wurde der Gemeindekasse einverleidt, doch da es dort nur eins unter vielen war, verlor es wohl seine heimlichen Gaben und Kräfte. Wenigstens ist nichts davon bekannt geworden, daß es weiter „gehockt" hätte.

Die Palme.

Eine Palmsonntagsplauderei von Dr. J. Stanjek.

Ein sehr hübsches und geistvolles Gedicht Goethes „Symbole", in dem in wenigen Zeilen uns aufs anschaulichste die Bedeutung der Palme als Palmsonntags-Symbol vor die Augen geführt wird, bebt mit folgenden Versen an:

„Im Vatikan dehnt man sich
Palmsonntags echten Palmen,
Die Kardinäle beugen sich
Und singen alte Psalmen.
Diesen Psalmen singt man auch,
Oelzweiglein in den Händen,
Muß im Gebirg' zu diesem Brauch
Stechpalmen man verwenden;
Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im geringsten zeige."

Als Jesus Christus, auf einer Eselin reitend, zum letzten Male in Jerusalem einzog, hieb das Volk, nach der Erzählung der Evangelien, Zweige von den Bäumen und streute diese auf den Weg des Heilandes. Die griechische Kirche setzte zur Erinnerung dieses Einzuges etwa im 4. Jahrhundert nach Christus einen besonderen Feiertag mit einer feierlichen Prozession ein, der die Einleitung zu der der Erinnerung an das Leiden und Sterben Christi gewidmeten Karwoche zu bilden hatte. Einem siegreichen König gleich war Christus in Jerusalem eingezogen; es lag daher sehr nahe, besonders auch im Hinblick auf den Evangelienbericht, die Palme zum Symbol dieses Festes zu wählen. Die Teilnehmer an der Prozession trugen Palmenzweige in den Händen. Die Feier ging samt der Prozession in die römische Kirche über. Das Fest wurde dort dominica in ramis palmarum (Sonntag der Palmenzweige), dann einfach dominica palmarum genannt; in Rom vollzog an diesem Tage der Papst selbst in sehr feierlicher Weise die Palmenweihe und unter seiner Teilnahme ging die Palmsonntagsprozession vor sich. Wie wir aus dem Goetheschen Gedicht ersehen, bildete schließlich in Rom das Tragen eines Palmzweiges am Palmsonntag das Vorrecht der Priester; das Volk mußte sich mit Oliavenzweigen begnügen. Mit dem Vordringen des Christentums in die nördlichen Gegenden gingen auch die Palmsonntagsbräuche in diese über; da die Beschaffung der Palmenzweige dort größere Schwierigkeiten bereitete als in Italien, so wählte man in den Alpen als Ersatzmittel dafür die Zweige der sogenannten Stechpalme, die von dieser Verwendung ihren Namen erhalten hat. In den übrigen katholischen Gegenden Deutschlands dienen zum Ersatz der Palmenzweige die Kätchen tragenden Zweige einer bestimmten Weidenart, die dieser Verwendung ihren Namen Palmweide verdankt. Die samtartigen, silbergrauen Kätchen sind die Blüten dieser Weide.

Die Palme hatte also ursprünglich die Bedeutung der Freude bei der Palmenprozession in der katholischen Kirche, die früher zur Erinnerung an den Einzug Christi in Jerusalem einen sehr feierlichen Charakter hatte, jetzt aber auf einer Umgang in der Kirche beschränkt ist. In der katholischen Kirche wird nun am Palmsonntag bei dem feierlichen Hochamt zur Einleitung der Leidenswoche an Stelle des üblichen Sonntagsevangeliums die ganze Matthäuspassion laut verlesen. Dabei umtreiben die in der Kirche anwesenden Priester, Palmenzweige in den Händen tragend, den Altar. Aus diesem Brauch hat sich nun allmählich die Sitte entwickelt, die Palme als Trauersymbol zu verwenden. Heute ist der Palmenwedel überall, nicht blos in der katholischen Kirche, das vorherrschende Trauersymbol. Die Palmsonntagsfeier in der katholischen Kirche bietet uns also den Schlüssel dafür, wie sich der Palmzweig aus einem Zeichen der Freude in ein Zeichen der Trauer wandeln konnte.

Wenn Goethe in dem Gedichte, das wir zum Ausgangspunkte unserer Palmsonntagsbetrachtungen genommen haben, sagt, daß man sich im Banne echter Palmen bedient, so ist dies eigentlich nicht richtig. Denn die Palmenwedel, die von altersher in der katholischen Kirche am Palmsonntag gebraucht werden, und die jetzt allgemein als Trauerdekoration und Trauersymbol dienen, stammen von keiner echten Palme her, sondern von einer palmenartigen Pflanze, die zu der Gruppe der Cycadeen und mit dieser zu der weitverzweigten Familie der Farrenkräuter gehört. Man nennt die Cycadeen, von denen einige Arten sich für uns noch besonders deswegen sehr nutzbringend erweisen, weil sie uns den Sago liefern, auch Palmsarren, weil ihre Blätter in ihrem Aussehen ganz den Palmblättern gleichen; Palmen sind sie aber in Wirklichkeit nicht.

Man sieht also, daß man Dinge mit dem Namen der Palme belegt hat, die an sich nichts mit dieser zu tun haben; teils heißen sie so wegen der Aehnlichkeit mit der Palme oder vielmehr mit den Palmblättern, teils deswegen, weil sie an die Stelle der Palmblätter oder Palmzweige getreten sind. In einigen Gegenden Westfalens vertreten Buchsbaumzweige die Stelle der Palmen; daher führt dort der Buchsbaum den Namen Palm. Mitunter belegt man mit diesem Namen lange Stangen, die oben mit den Zweigen von Buchs- oder Lebensbaum geschmückt sind. Im Schwarzwalde nennt man sogar große rote Kreuze, die am Palmsonntag vor den Häusern aufgestellt werden, Palmen. Diese werden an diesem Tage in feierlichem Zuge nach der Kirche gebracht und dort geweiht. Dann werden sie wieder zurückgetragen und vor den Häusern aufgestellt. Da man in verschiedenen Gegenden die Palmenzweige, die man in der Kirche weihen läßt, mit einem aus den roten Beeren der Stechpalmen hergestellten Kreuze versieht, so kann man sich leicht vorstellen, wie der allmähliche Entwicklungsgang der jetzt Palmen genannten einfachen roten großen Kreuze verlaufen ist.

Die wirkliche Palme führt ihren Namen deswegen, weil die Blätter der hauptsächlichsten Palmenarten einer flachen Hand (lateinisch: palma) ähneln. In der Seeschiffahrt trifft man noch heute das Wort Palme als Bezeichnung für ein besonderes Längenmaß von ¼ Zuß an. Dieser Ausdruck wird besonders dazu verwandt, um den Umfang von Rundhölzern auf Schiffen zu messen. Die Bezeichnung „die Palme" — häufiger „der Palm" — als Längenmaß ist sonst schon längst aus unserer Sprache verschwunden, sie findet sich aber noch bei Goethe vor. Mit der früheren Messung nach Zuß, Palme und Zoll hat es folgende Bewandtnis: Die Palme, die Breite der flachen Hand, maß 4 Zoll; jedermann kann an seiner Hand sehen, daß die vier Finger an ihren Wurzeln in der Mitte der flachen Hand gleich stark sind. Jeder Finger der männlichen Durchschnittshand mißt dort genau einen Zoll. Ferner kann sich jeder durch Nachmessen überzeugen, daß die Breite seiner flachen Hand genau dreimal in der Länge seines Fußes aufgeht. Also mißt der Fuß 3×4 = 12 Zoll. Statt „die Palme" sagte man mit Anlehnung an „der Fuß" und „der Zoll" später „der Palm", weiterhin beschränkte man sich darauf, im allgemeinen nur nach Fuß und Zoll zu messen, bis schließlich diese ganze Messung durch das metrische System verdrängt wurde.

Daß in den katholischen Gegenden Deutschlands fast ausschließlich die mit Kätchen geschmückten Weidenzweige als Palmen am Palmsonntage gebraucht werden, hat seinen Grund darin, daß die Palmweide eine der ersten Pflanzen ist, bei denen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130316023/fragment/page=0002